

sich auf jene im Norden. Wie steht es aber mit jenen Gemeinden im deutschsprachigen Raum: Verlassen auch sie sich auf die Gemeinden des Südens? Bestünde nicht gerade hierin die Nagelprobe für echte Partnerschaft und für den wechselseitigen Lernprozeß innerhalb der Weltkirche? Daß sich ein Armer auf einen Reichen verlassen können soll, leuchtet ein. Wie sollte sich aber ein Reicher auf einen Armen verlassen?! Das ehrliche Sich-beschenken-Lassen durch Arme aus einer Position der Stärke heraus fordert Grenzüberschreitungen. Die Armen in ihrem Subjektsein, ihrem Menschsein, ihrem Kirchesein, ihrem Gläubigsein so ernst nehmen, daß ich das Ihrige wertschätze, von ihnen lerne und mich auf sie verlassen kann, steht einer langen Tradition gegenüber, die Arme zu Objekten degradierte und als Objekte ge-brauchte, angefangen von der Ausbeutung ihrer Bodenschätze, ihrer Arbeitskraft, bis hin zur Geringschätzung ihrer Kultur, um Dominanz bedenkenlos ausüben zu können. Gemeindepertnerschaft erweist sich heute mehr und mehr als ein Prozeß der Konzientisierung, des Umdenkens und wechselseitigen Lernens. Ohne wechselseitige Anerkennung – bis hin zu jenem Sich-aufeinander-Verlassen – ist menschliche Identität letztlich schwerlich möglich. Aus dem wechselseitigen Verwiesensein und Einander-Schätzen erst konstituiert sich menschliches Selbst und Würde. Reich und Arm finden zu dieser personalen Würde im gemeinsamen Transformieren von Gesellschaft und Welt in einen neuen Lebensraum, der durch Gerechtigkeit in Liebe geprägt ist.

tet der Autor über diese Bemühungen und über das sichtbare Wachsen basiskirchlicher Strukturen und Formen des Kirche-Seins in den drei Grundfunktionen Verkündigung, Gottesdienst und Menschen dienst. Er hofft, daß auch bei uns so etwas wie „Wohngebietsgemeinden“ entstehen können. red

I. Grunderfahrungen aus Lateinamerika

1. Als „Missionar“ wurde ich selber missioniert

Von 1982 bis 1990 war ich in Santiago del Estero (Nordargentinien) im sogenannten „missionarischen Einsatz“ – ein Mißverständnis: mehr als ich missioniert habe, wurde ich selber missioniert. Mehr als ich Gemeinde aufbauen konnte, habe ich durch die Kirchlichen Basisgemeinden gelernt, wozu Gemeinde da und fähig ist und wie heute Evangelisierung gehen kann.

2. Kirchliche Basisgemeinden – eine *Spiritualität*, keine Strategie

Ich habe Kirchliche Basisgemeinden kennen- und schätzengelern nicht als pastorale Strategie, sondern als Ausdruck einer neuen *Spiritualität*. Es wäre zu kurzschlüssig, Kirchliche Basisgemeinden als Neuordnungskonzept der Gemeinde zu verstehen und zu übernehmen. Wir können uns von deren Spiritualität inspirieren lassen und von ihrer neuen Art, Kirche zu sein, lernen. Dabei geht es nicht nur um ein bißchen Erneuerung, sondern um radikale Veränderung – um einen Perspektivenwechsel – geprägt durch folgende *Grundhaltungen*:

2.1 Kirche ist nicht Ziel, sondern Ausgangspunkt. Ziel ist „das Reich Gottes und seine Gerechtigkeit“.

2.2 *Gottes Wort* wirkt, befreit, hilft auch heute und in jedem Menschen. Dabei ist das *Leben*, die Geschichte der Menschen, das erste Buch, in dem Gott zu uns spricht. Die Bibel ist dann das zweite Buch, das das Leben auf das Reich Gottes hin deutet und orientiert.

2.3 Es geht um Evangelisierung (nicht Verkirklichung), die den *ganzen* Menschen befreit, heil macht und das *ganze* Leben in all seinen Dimensionen verändert (s. Lk 4, 17ff; Gaudium et Spes 1): religiös, sozial, wirtschaftlich, politisch . . .

2.4 Die Armen (= die, die arm dran sind), die

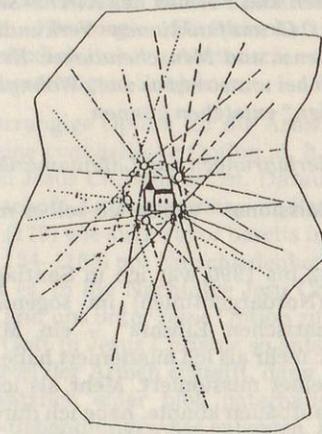
Praxis

Alwin Nagy

Von den Kirchlichen Basisgemeinden lernen – damit Kirche Zukunft hat

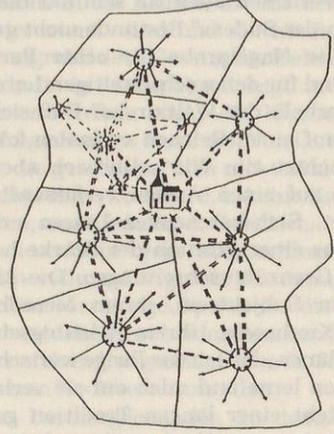
Nach achtjähriger Lernerfahrung bei den argentinischen Basisgemeinden kehrte Nagy vor sechs Jahren nach Deutschland zurück, und er bemüht sich seitdem um den Aufbau und Ausbau Kirchlicher Basisgemeinden in deutschen Pfarreien. Im folgenden Beitrag berich-

Von der **KOMM-HER-KIRCHE**



ZENTRALISIERT
DIENSTGRUPPEN UND ZIELGRUPPEN

ZUR **GEH-HIN-KIRCHE**



GEMEINSCHAFT
VON KLEINEN GEMEINDEN

Kleinen und Benachteiligten sind die vorrangigen Empfänger und Träger dieser Evangelisierung (s. Mt 11, 25; Lk 1, 52; Mt 25, 35f). Der Gott des Lebens hat eine Vorliebe für die, die ihrer Lebenschancen beraubt werden.

2.5 „Gott hat es gefallen, die Menschen nicht einzeln zu heiligen und zu retten, sondern sie zu einem *Volke* zu machen“ (Lumen Gentium 9).

Gott sammelt und sendet die Menschen als sein Volk; er begleitet es auf seinem Weg. Die Geschichte der Gemeinde wird als die Befreiungsgeschichte Gottes mit seinem Volk erlebt, gedeutet und gefeiert – mit Aufbrüchen und Durststrecken, mit Verfehlungen und Neuanfängen.

2.6 Es geht nicht darum, daß die Leute in die Kirche kommen („Komm-her-Kirche“), sondern daß die Kirche und das Evangelium zu den Menschen kommt („Geh-hin-Kirche“); vgl. Skizze.

2.7 Demut; daß wir Gott nicht zu den Menschen bringen müssen, sondern darauf vertrauen: Gott ist schon da, bevor wir ankommen. Das Reich Gottes keimt schon, bevor wir anfangen; wir können es entdecken und wachsen lassen mit allen Überraschungen.

3. „Methode“ der Kirchlichen Basisgemeinde – Ausdruck der Spiritualität

Wir können diese Spiritualität nicht machen

oder „herbeipredigen“, aber wachsen und reifen lassen. Am besten kann dieser Geist der Kirchlichen Basisgemeinde wachsen, gemeinschaftlich praktiziert, verinnerlicht und entwickelt werden in der altbewährten CAJ-Methode Sehen – Urteilen – Handeln. Diese wird in den Basisgemeinden weiterentwickelt mit den Schritten Auswerten und Feiern. Diese Methode der Kirchlichen Basisgemeinden, *Sehen* (das Leben, die „Zeichen der Zeit“) – *Urteilen* (mit dem Wort Gottes) – *Handeln* (Befreiung zum Leben) – *Auswerten* (wie weit sind wir gekommen?) und alles im Stil von *Feiern* (was wir erleben und hoffen), ist keine starre Abfolge. Diese Schritte sind Dimensionen eines ganzheitlichen, kreativen Prozesses. Keiner darf zu kurz kommen. Die Basisgemeinde lebt davon und reift dadurch, daß alle fünf Vollzüge gelebt werden und miteinander verbunden sind.

II. Kirchliche Basisgemeinden in deutschen Pfarreien – erste Erfahrungen

Seit 1991 begleite ich zusammen mit einer Gemeindefereferentin drei Pfarreien: Herbrechtingen (3.700 Katholiken), Bolheim (1.000), Bissingen (300).

1. Nicht idealisieren, nicht imitieren. Aber: uns inspirieren lassen

Ich möchte die Kirchlichen Basisgemeinden

in Lateinamerika *nicht idealisieren* (sie sind gerade mit ihren internen Schwierigkeiten so menschlich und mit ihren äußeren Widerständen so realistisch), und wir können sie hier in Deutschland sicher nicht imitieren – die kirchlichen, sozialen und geschichtlichen Bedingungen sind zu verschieden. Aber wir können uns von deren Geist inspirieren lassen: als Gemeinde Jesu Christi Menschen zum Leben befreien und ihre Lebensnot wenden (Lk 4, 17ff). Je näher wir als Kirche wie Basisgemeinden bei den Menschen sind, um so realistischer werden wir die Lebensnöte, die Armut, die Ängste, Zwänge und Fragen der Menschen entdecken und erkennen, wozu wir als deutsche Kirche da sind.

2. Strukturelles Leitbild: Gemeinschaft von kleinen Gemeinden

Diese Spiritualität können wir nicht machen, aber wir können günstige Voraussetzungen schaffen, um den Geist der Kirchlichen Basisgemeinden zu wecken und zu fördern. Leitbild für notwendige strukturelle Veränderungen ist die *Kirchengemeinde als Gemeinschaft von kleinen Gemeinden*.

3. Wie haben wir angefangen? Sehen: Wir sind zwar Pfarrei – aber nicht Gemeinde

In einem Gebiet mit 3.700 Katholiken (Herb-rechtungen) herrscht große Anonymität. Es ist ein Pfarreibereich, aber keine Gemeinde. Es gibt einen aktiven Kern, ein „Knäuel“ von Leuten, die mitmachen, die aber gleich in mehreren Arbeitskreisen und Diensten sind. Bei dieser Pfarreistruktur machen wenige viel, und es sind immer wieder dieselben.

Wir machen dabei auch die Feststellung, daß sich die Pastoral zu 90% an den 10% ausrichtet, die „da sind“. Andererseits werden die übrigen 90% der Menschen nicht wahrgenommen, so daß wir von ihnen immer weniger wissen, wie sie leben, was sie bewegt, was sie wollen und brauchen.

Wenn wir schauen, wo die KirchengemeinderätInnen und die „Aktiven“ der Gemeinde wohnen, dann zeigt sich, daß die Wohngebiete sehr ungleich vertreten sind. Diese einseitige Verteilung und zentralisierte Struktur haben dazu geführt, daß ganze Gebiete aus unserem Blickfeld und Planen „herausfielen“.

4. Dezentralisieren und ausgehen von dem, was da ist

Wir haben daraufhin die Pfarrei entsprechend natürlicher Grenzen und gewachsener Strukturierung in zwölf Wohngebiete aufgeteilt. Jedes Wohngebiet hat ca. 100–150 Familien. Es gibt Wohngebietsverantwortliche oder schon ein Wohngebietsteam. Für diese Aufgaben wurden zunächst die KirchengemeinderätInnen, Besuchsdienste, Bibelgruppen- und KommuniongruppenbegleiterInnen . . . gewonnen. Voraussetzung ist, daß sie in diesem Wohngebiet leben.

Der/die Wohngebietsverantwortliche ruft die „Aktiven“ aus dem Wohngebiet zusammen. Inspiriert durch ein Wort der Bibel (z. B. Lk 10, 1–11) überlegen sie, zu welchen Anlässen sie die Menschen in ihrem Wohngebiet besuchen können, und teilen die Straßenzüge und Besuchsansätze unter sich auf. Solche Anlässe sind bisher: Geburtstage der MitarbeiterInnen und SeniorInnen, Neuzug, Krankenkommunion, Trauer-, Tauf- und Kommunionfamilien, Firmlinge. Darüber hinaus werden anlässlich der Überbringung der gemeindeeigenen Adventskalender und der Sternsingeraktion alle Familien persönlich besucht.

Die Wohngebiete entwickeln sich nicht im Gleichschritt und nach einem einheitlichen Plan von oben. Wie alles Lebendige wachsen sie von unten mit allen Überraschungen und Unterschieden wie in einer großen Familie die verschieden entwickelten Kinder. Manches Wohngebiet hat noch kein Team und muß vom Nachbargebiet begleitet und „versorgt“ werden.

5. Nicht noch mehr machen, sondern aus einem neuen Geist wachsen lassen

Es geht nicht darum, daß es neben den anderen Verbänden und Bewegungen auch noch Kirchliche Basisgemeinden gibt, sondern daß das, was sowieso schon gemacht wird, anders getan wird – im Geist der Basisgemeinden. Es geht um die Entscheidung, unsere Feiern oder Dienste in zentralistischem Versorgungstil „von oben“ durchzuführen oder dezentral, menschen-nah, gemeinschaftlich und lebensbefreiend „von unten“ und „von innen“ wachsen zu lassen.

III. Konkrete Ansätze, um Kirchengemeinde als Gemeinschaft von kleinen Gemeinden zu entwickeln, in vier Grunddiensten:

1. Gemeinschaft-Organisation (Koinonia)

1.1 Wohnbereichsgemeinde

Wo früher zentral vom Pfarramt „Briefträger“ geschickt wurden, organisiert und gestaltet das Wohngebiet einen Besuchsdienst gemeinschaftlich und eigenverantwortlich. Keiner fühlt sich alleingelassen mit dieser Aufgabe. Bestärkt durch die anderen und ermutigt und ermächtigt vom Wort Gottes (Lk 10, 1–11) machen Menschen persönliche Besuche als Nachbarn und Gemeindeglieder aus ganz menschlichen Anlässen (sie missionieren nicht). Sie kommen ins Gespräch, Beziehung entsteht. Besucher wie Besuchte nehmen Anteil aneinander und werden gleichermaßen beschenkt. Wo sie auf Ablehnung stoßen, können sie getrost weitergehen (Lk 10, 6–10). Wichtig ist, daß die „Besuchsdienstler“ zusammenkommen, ihre beglückenden und ihre enttäuschenden Erfahrungen austauschen, auswerten und feiern (Lk 10, 17) und miteinander überlegen: „Was ist es, was uns Menschen in unseren Wohngebieten gut und not tut? Wie gehen und kommen wir weiter als Wohnbereichsgemeinschaft? Was will Gott uns mit diesen Erfahrungen und seinem Wort sagen?“ So wird aus einer Dienstgruppe eine kleine Gemeinde (4–12 Familien), die Bibel und Leben teilt und dabei ihr Wohngebiet sieht und verändert.

1.2 Leitung und Vernetzung

Leitung wird nach Möglichkeit gemeinschaftlich wahrgenommen: als Wohnbereichsteam. Die Verantwortlichen der Wohngebiete treffen sich regelmäßig zum Austausch, um sich auszuhelfen, zu beraten und zu solidarisieren. Die Kirchengemeinde lebt immer mehr von dem, was aus den Wohngebieten kommt. Die Erfahrungen, Entwicklungen und Bedürfnisse der Wohngebiete werden in der Gemeindeversammlung zusammengetragen und sind wesentliche Grundlage für jede pastorale Planung.

2. Verkündigung (Martyria)

Dabei geht es nicht um Verkirchlichung, nicht um Katechisierung, sondern um

Evangelisierung, d. h., daß Menschen das Evangelium verkündet wird, daß sie die befreiende Frohbotschaft Jesu Christi erfahren. Kirche/Gemeinde evangelisiert nicht nur, sondern wird selber evangelisiert, d. h. durch das Evangelium zur Umkehr gerufen und zum Aufbruch befreit.

Das kommt zum Ausdruck z. B. in der

2.1 Kommunionvorbereitung als Familienkatechese („catechesis familiar“, die sich in vielen lateinamerikanischen Diözesen bewährt hat).¹ Eltern evangelisieren ihre Kinder und werden dabei selber evangelisiert. Kernstück ist das Familiengespräch, wo Eltern und Kind(er) miteinander reden über Fragen des Glaubens und Lebens anhand eines Leitfadens mit einem Bibeltext im Zentrum. Dazu bilden 4–7 Familien in *Wohnnähe* eine Elterngruppe und Kindergruppe, die jeweils ihre Erfahrungen austauschen, vertiefen und feiern.

2.2 Bibelgruppen

Im Wohngebiet treffen sich Menschen mit dem Geist und der Methode der Kirchlichen Basisgemeinde (I. 3), um Bibel und Alltag zusammenzubringen. Das jeweilige Sonntagsevangelium wird immer mehr Mitte und Lebensquelle der Gruppen und Dienste. Aus dem gemeinsamen Bibel- und Leben-Teilen entstehen auch Beiträge und Elemente, die in den Sonntagsgottesdienst eingebracht werden, sowie Initiativen für die Menschen im Wohngebiet.

3. Gottesdienst (Leiturgia)

In den Wohngebieten bilden sich Gottesdienstgruppen, die abwechselnd den Sonntagsgottesdienst vorbereiten und dabei das Sonntagsevangelium mit den Alltagserfahrungen, den Sorgen und Hoffnungen des Wohngebietes und der Gemeinde verknüpfen. Diese Gruppen werden immer mehr zu Gemeinschaften, die Glauben und Leben teilen. Die sich daraus ergebenden Anliegen bringen sie in Form von Bußgedanken, Fürbitten, Liedern und Symbolen in den Gottesdienst ein: „Wir feiern, was wir leben. Wir wollen leben, was wir feiern.“ Der Sonntagsgottesdienst ist die feiernde Versammlung der Kirchengemeinde als Gemeinschaft von

¹ Vgl. dazu den Artikel von Herbert Bendel.

kleinen Gemeinden. Die Gemeinde wird Trägerin der Liturgie.

Die Gottesdienste unter der Woche feiern wir zunehmend in den Wohnbereichsgemeinschaften, z. B. in der Form von Eucharistiefeiern, von Hausgebeten oder der Herbergsuche in der Adventszeit.

4. Menschendienst (Diakonia)

In den Wohngebieten entwickeln sich die sozialen Dienste aus den Bedürfnissen und Fähigkeiten der Menschen. Durch die Besuchsdienste im Wohngebiet (s. II. 4) werden diese wahrgenommen, entdeckt und aufgegriffen: dezentral, nachbarschaftlich, lebensnah, direkt und wechselseitig.

So kam es zu konkreten Initiativen im Wohngebiet – bei größeren Anliegen solidarisch mit den anderen Wohngebieten bzw. der ganzen Kirchengemeinde: Straßenberuhigung, Kinderspielflächen, Gemeinschaftsraum im Neubaugebiet, Integration von Aussiedlerfamilien, altengerechtes Wohnen, gemeinsame Ökologieinitiative aus allen Gruppierungen und Einrichtungen der Stadt, Integration des Pflegeheims.

IV. Chancen und Hoffnungen der Wohnbereichsgemeinde

Im überschaubaren Wohngebiet

- können Menschen sich wahrnehmen, kennen, achten, versöhnen, lieben, können besser einander Anteil geben und nehmen an Freuden und Hoffnungen, an Leiden und Sorgen, an Gaben und Aufgeben.
- Die gemeinsame Wohn- und Lebenssituation kommt in den Blick; wir können gemeinsam unsere nahe Lebenswelt menschen-, familien- und kinderfreundlich umgestalten (lebensnotwendiges *Handeln*).
- Kirche kommt an die Ränder, Gemeinde ereignet sich an „Hecken und Zäunen“, lebt von Bedürfnissen und Möglichkeiten der Menschen, die am Rand oder am Ende sind.
- Der *ganze* Mensch und *alle* Menschen mit unterschiedlichem Alter, Herkunft, Stand und Situation werden in den Blick genommen.
- „Gemeinde“ bekommt Gesicht und Namen, ist Gemeinde zum Anfassen und gleich nebenan.
- Wenn alle in Gegendnähe wohnen, sind die

Nichtautofahrer (Alte, Kinder, Behinderte) nicht von vornherein benachteiligt oder gar ausgeschlossen.

- Kurze Wege fördern die Begegnung, das Sich-Treffen und Grüßen unter der Woche, spart Zeit und Energie. „Wenn wir jetzt einander begegnen, nehmen wir einander wahr.“ „Die Wohnqualität bessert sich.“

V. Widerstände gehören dazu und bringen weiter

Wenn eine Gemeinde sich auf diesen basiskirchlichen Weg macht, dann wird sie nicht nur ein bißchen erneuert, sondern ganz anders. Es bedeutet eine grundlegende Veränderung und Umkehr(ung) im Denken, Verhalten, in Strukturen, Perspektiven und Rollen (vor allem auch meine Rolle als Pfarrer). Das macht angst und unsicher, ist enttäuschend und schmerzhaft. Von daher ist es ganz natürlich, wenn Widerstände und Spannungen auftreten – auch in uns selber. Es wäre verdächtig, wenn es nicht so wäre – ein Zeichen, daß sich letztlich nichts ändert oder eben nur eine Pastoraltechnik angewendet wird.

Wo der basiskirchliche Weg konsequent gegangen wird, werden viele sagen: „Das geht doch (bei uns) nicht“, „Das geht zu weit“. Dieser Weg geht nicht zu weit, er geht zu nahe – zu nahe an uns Menschen, zu nahe an mein Leben. Und da wird es immer spannend und aufregend, vielleicht sogar gefährlich.

Aber gerade Basisgemeinden nehmen diese Widerstände und Spannungen wahr und greifen sie auf. Das bewahrt sie davor, selbstgenügsam und realitätsfern zu religiösen Kuschelecken zu verkommen.

In solchen Wüstenerfahrungen werden wir als „Volk Gottes im Kleinen“ noch dringlicher fragen und echter entdecken, wohin Gott uns als sein Volk von . . . führen will.

Und wenn es nur 10% oder auch nur 5% sind, die diesen Weg mitgehen. Sie aber können das Gesicht der Kirche und das Leben im Wohnbereich verändern.

Basisgemeinden sind nicht *die* Kirche der Zukunft: aber ohne Basisgemeinden hat Kirche keine Zukunft.